

Trügerisches Wirtschaftswissen: Akademische Fehltritte und populäre Irrtümer im Überblick

Fritz Helmedag

Zusammenfassung Unter Fachleuten und Laien sind unhaltbare Vorstellungen über die Funktionsweise des zeitgenössischen Kapitalismus weit verbreitet. Der Beitrag präsentiert und kommentiert ausgewählte Beispiele aus Mikro- und Makroökonomik sowie der Geldlehre.

Schlüsselwörter Allgemeine Volkswirtschaftslehre · Lehre von der Volkswirtschaft · Methodik und Geschichte der Volkswirtschaftslehre

Deceptive economic knowledge: academic misjudgments and popular errors at a glance

Abstract Experts and laymen often share untenable conceptions concerning the operating mode of contemporary capitalism. The paper presents and annotates selected examples from microeconomics, macroeconomics, and monetary doctrines.

Keywords General Economics · Teaching of Economics · Methodology and History of Economic Thought

JEL Klassifikation A10 · A20 · B00

F. Helmedag (✉)
TU Chemnitz,
Chemnitz, Deutschland
E-Mail: f.helmedag@wirtschaft.tu-chemnitz.de

“The purpose of studying economics is not to acquire a set of ready-made answers to economic questions, but to learn how to avoid being deceived by economists”

Joan Violet Robinson

I. Der Kaiser ist nackt

Ehedem als sicher gewählte Qualifikationen einzelner Vertreter mancher Berufsgruppen sind sukzessive ins Wanken geraten: So hört man zunehmend von Ärzten, die kein Blut sehen können, Dachdecker sollen nicht immer schwindelfrei sein und der ein oder andere Matrose leide unter Seekrankheit. Sogar die Wissenschaft leistet keineswegs immer das, was Außenstehende von ihr erhoffen. Diverse Aussagen, die mit dem Nimbus akademischer Gewissheit propagiert werden, halten einer näheren Überprüfung nicht stand. In beklagenswertem Maße trifft das auf die Volkswirtschaftslehre zu, die oft als Königsdisziplin der Sozialwissenschaften gilt: Denn die Wirtschaft ist unser Leben, wie es immer wieder heißt. Es genügt, die Schlagzeilen auf Seite eins der halbwegs seriösen Printmedien Revue passieren zu lassen, um zu erkennen, wie wichtig Wirtschaftsthemen für die moderne Gesellschaft sind.

Vor diesem Hintergrund erwartet man mit Recht, dass die Fachwelt mit besonderer Sachverständigkeit die ökonomische Funktionsweise der Moderne durchdrungen hat und zu erläutern vermag. Von wegen, es dürfte kaum einen Wissenschaftszweig geben, in dem das Missverhältnis zwischen der objektiven Bedeutung des Gegenstands und der fehlenden Kompetenz etlicher Professoren dermaßen ausgeprägt ist wie in der Ökonomik. Dies erscheint besonders bizarr, da in den Berufungsverfahren seit Jahren fast nur Persönlichkeiten zum Zuge kommen, die zahlreiche qualitativ höchstwertige Artikel in den allerbesten Journalen unter strengsten *peer-review*-Bedingungen publiziert haben. Der unbefangene Beobachter muss sich angesichts dessen fragen, weshalb überhaupt noch nennenswerte ökonomische Probleme existieren ...

Ein Grund für die Abweichung zwischen Anspruch und Wirklichkeit ist gewiss die zwar offenkundige, aber tabuisierte Ideologiefälligkeit der Disziplin, die mit ihren Diensten Partikularinteressen befördern oder behindern kann. Entsprechende Gegenleistungen – z. B. die mit dem Übergang auf die W-Besoldung fürs eigene Portemonnaie noch wichtiger gewordene Einwerbung von Drittmitteln – veranlassen durchaus den einen oder anderen, der Wahrheitsliebe einen Korb zu geben.

Doch hier soll es nicht um Ursachen, Erscheinungsformen und Auswirkungen der zunehmenden Auslieferung der Hochschulforschung an die Marktlogik gehen, sondern um die Musterung einiger fest etablierter Dogmen, die zum Standardrepertoire der Volkswirtschaftslehre gehören. Manches Gängige fällt dabei unter den Tisch.¹ So bleibt etwa die Messung des Nutzens außen vor², die Erklärungskraft der Allgemei-

¹ Seit der letzten Weltfinanz- und -wirtschaftskrise der Jahre 2008 ff. sind vermehrt missbilligende Einschätzungen der Volkswirtschaftslehre erschienen. Die vorgelegte Auswahl greift nicht alle Gesichtspunkte auf und unterscheidet sich von anderen kritischen Bestandsaufnahmen. Vgl. exemplarisch Weeks (2014).

² In praktisch allen mikroökonomischen Lehrbüchern erfährt der Leser zunächst, aufgrund der fehlenden Quantifizierbarkeit des Nutzens sei keine kardinale Messung möglich, sondern nur eine ordinale Reihung. Das hält die Autoren jedoch nicht davon ab, wenig später Nutzenfunktionen zu differenzieren und sogar ein ‚Gesetz des abnehmenden Grenznutzens‘ zu unterstellen. Vgl. zusammenfassend Barzilai (2014).

nen Gleichgewichtstheorie wird nicht gewürdigt³ und über Zweifel an der Existenz einer makroökonomischen Produktionsfunktion schweigt des Sängers Höflichkeit⁴. Der Reigen beginnt mit dubiosen mikroökonomischen Aussagen, gefolgt von faden-scheinigen makroökonomischen Behauptungen, um sich schließlich fraglichen Anschauungen über das Geld zuzuwenden.

II. Märkte, Preise, Wettbewerb

Die entscheidenden Mängel in einem Lehrgebäude finden sich in aller Regel nicht in den oberen Stockwerken, sondern im Fundament. So wird häufig schon auf Seite eins ‚Wirtschaften als das am ökonomischen Prinzip bzw. Rationalprinzip orientierte Disponieren über knappe Mittel zum Zwecke der Bedürfnisbefriedigung‘ beschrieben. Damit beansprucht die Disziplin letzten Endes Kompetenz in *allen* Fragen, in denen Menschen vor einer ‚Wahl unter Alternativen‘ stehen. Dieser ‚ökonomische Imperialismus‘ hat zwar hübsche Satiren geschrieben, aber der inhaltliche Gegenstandsbereich des Fachs wird beliebig, wenn darunter jedwede Optimierungsaufgabe fällt.

Ohne hier den Bedeutungswandel des Wortes ‚Wirtschaft‘ im Lauf der Geschichte detailliert nachzuzeichnen, muss für die moderne Deutung das Faktum berücksichtigt werden, dass das angeblich allumfassende Phänomen der Knappheit ebenfalls seinen Gehalt geändert hat.⁵ Tatsächlich lebte die große Mehrheit der Erdenbürger die längste Zeit ihrer Existenz ‚von der Hand in den Mund‘: Der Zweck des Wirtschaftens bestand in der Deckung eines gegebenen Bedarfs und kreiste um die ‚Idee der Nahrung‘, die ‚... all vorkapitalistischen Wirtschaftsgestaltung ihr Gepräge verleiht.‘⁶

Demgegenüber hat sich seit der Industriellen Revolution ein einschneidender Wandel vollzogen: In den entwickelten Nationen prägen unterdessen chronische Überkapazitäten und eine verfestigte Arbeitslosigkeit das übliche Bild; statt Bedarfsdeckung ist Bedarfsweckung angesagt. Nicht mehr die Erzeugung, sondern der Absatz ist heutzutage das Problem. Prinzipiell herrscht aus *makroökonomischer* Sicht in den fortgeschrittenen Ländern kaum noch Knappheit. Die volkswirtschaftliche Aufgabe bestände vor diesem Hintergrund nunmehr darin, die Bedingungen dafür auszuloten, dass möglichst viele Bürger vom historischen Sieg in der Produktionsschlacht profitieren. Konsequenterweise müsste das Verteilungsthema auf der Tagesordnung ziemlich weit nach oben rücken, was nicht geschieht. Stattdessen macht man dem Publikum ganz im Stile der alten *dismal science* weis, die Gesellschaft müsste wie eh und je mit dem Mangel im Nacken leben und die Härte ökonomischer Gesetze *volens volens* akzeptieren. Allerdings verspricht eine scharfe Konkurrenz, das Beste aus der Situation zu machen.

Bei perfektem Wettbewerb auf vollständigen Märkten Sorge eine hinter dem Rücken der Akteure agierende ‚unsichtbare Hand‘ dafür, dass das Vorteilsstreben

³ Vgl. Helmedag (1999). Auch die neuerdings dominierenden *Dynamic Stochastic General Equilibrium* (DSGE)-Modelle halten beileibe nicht, was sie versprechen. Vgl. Michaelis (2013).

⁴ Vgl. Felipe und McCombie (2013).

⁵ Vgl. zum Folgenden Helmedag (1994), S. 15 ff.

⁶ Sombart (1916), S. 34.

zwischen den rivalisierenden Einzelnen den maximal erreichbaren Wohlstand schaffen.⁷ Viele Nachfrager, ein atomisiertes Angebot, fehlende Präferenzen und völlige Transparenz erzeugten einflusslose Agenten, optimal versorgte Konsumenten und altruistisch veranlagte Verkäufer, die ihr Geschäft auf lange Sicht ohne Gewinn verrichten. Die Aussage basiert auf zwei Voraussetzungen, die, wenn überhaupt, meist nur beiläufig erläutert werden: Der Preis sei gegeben und die Kostenfunktion verlaufe ertragsgesetzlich. Beide Prämissen gelten jedoch höchstens in Sondersituationen, nicht im Allgemeinen.

Die Unterstellung, wonach sich die Anbieter als Mengenanpasser und Preisnehmer verhielten, wird damit gerechtfertigt, dass bei ‚unendlich vielen‘ Verkäufern die individuelle Nachfragekurve parallel zur Mengenachse verlaufe. Damit bleibe der Preis konstant, egal wie viel der Einzelne absetzt. Die Frage, woher der als ‚Datum‘ fixierte Preis komme, wird mit dem Verweis auf den Schnittpunkt einer *steigenden* aggregierten Angebotskurve mit einer *fallenden* Gesamtnachfragekurve beantwortet.⁸ Freilich gilt die erste Aussage lediglich in Spezialfällen, die Übertragung der zweiten Behauptung auf den einzelnen Anbieter ist sogar mathematischer Unfug: Wenn im Aggregat Preis und Menge wirklich negativ miteinander verknüpft sind, kann dieser Zusammenhang auch nicht durch die (in Wahrheit endliche) Anzahl der Anbieter aufgehoben werden.⁹ Zur Beibehaltung dieses seltsamen Gedankengebildes muss man die auf Cournot zurückgehende, höchst bedenkliche Annahme machen, dass die Aktion jedes Einzelnen überhaupt keinen Einfluss auf die Angebotspolitik der Konkurrenten ausübe.¹⁰

In dem betrachteten Modell liegt das individuelle Profitmaximum im Schnittpunkt des Grenzerlöses – der gleich dem konstanten Preis ist – mit den ansteigenden Grenzkosten. Im *long run* locke der Profit angeblich solange zusätzliche Verkäufer auf den Markt, dass schließlich im Minimum der vollen Stückkosten produziert werde, womit jeglicher Gewinn wegkonkurriert sei. Der etablierten Doktrin ist dieses Ergebnis selbstverständlich außerordentlich willkommen, da nunmehr ein dauerhaft bestehender Überschuss der Erlöse über die Kosten nicht mehr erklärt werden muss. Eine Zentralfrage der Ökonomik ist auf diese Weise aus der Analyse eskamotiert.

Die Argumentation setzt zwingend einen ertragsgesetzlichen Kostenverlauf voraus, wobei die ansteigenden Äste der individuellen U-förmigen Grenzkosten zur Gesamtangebotskurve aggregiert werden. Solche Bedingungen deuten indes auf systematische Fehlplanungen hin, denn die Kapazitäten wurden regelmäßig zu gering konzipiert, weshalb die Stück- und Grenzkosten mit der ausgebrachten Menge zunehmen. Empirisch dominieren im relevanten Bereich ohnehin konstante variable Kosten.¹¹

⁷Oft wird als Kronzeuge dieser Meinung Adam Smith geladen. Doch in seinem Hauptwerk greift die *invisible hand* nur an einer Stelle ins Geschehen ein. Vgl. Smith (1776), S. 456.

⁸Allerdings ist die Allgemeine Gleichgewichtstheorie damit gescheitert, das ‚Gesetz der Nachfrage‘ generell zu begründen. Vgl. Kirman (1989).

⁹Dieser Kritikpunkt spielt eine wichtige Rolle in dem 2001 erstmals erschienenen Buch von Keen (2011a).

¹⁰Vgl. Helmedag (2012a).

¹¹Vgl. Lee (1998), S. 12 ff.

Eine überzeugende Theorie sollte daher sowohl abnehmende Grenzerlöse als auch konstante (oder gar fallende) Grenzkosten zum Ausgangspunkt nehmen. Die Konsequenzen sind allerdings weit reichend. Im Unternehmensgleichgewicht liegt dann der Preis stets über den Grenzkosten, d. h. auf den Märkten wird grundsätzlich weniger als die rentenmaximale Menge umgesetzt, der 1. Hauptsatz der Wohlfahrtstheorie ist verletzt. Wenn man so möchte, liefert der faktische Monopolkapitalismus suboptimale Ergebnisse, was den weit verbreiteten Wunschbildern über die segensreiche Wirkung vollständiger Konkurrenz zuwiderläuft.

Ein weiteres Zerrbild, das die etablierte Mikroökonomik von der Realität zeichnet, bedarf der Relativierung: Für ein *produzierendes* Unternehmen lässt sich keine Angebotskurve ermitteln, die angibt, welche Menge ein Hersteller zu alternativen Preisen in der betrachteten Periode verkaufen möchte. Denn sobald die Nachfrage- und Kostenfunktionen bekannt sind, existiert aus Anbietersicht nur *eine einzige* gewinnmaximale Preis-Mengen-Kombination. Auf jeder Nachfragekurve ist daher allein der nach Cournot benannte Punkt relevant! Offenbar bedeutet die Rede vom ‚Gleichgewicht‘ zwischen Angebot und Nachfrage konkret, dass sowohl die Konsumpläne der Käufer als auch das Streben der Unternehmen nach dem Höchstgewinn in Erfüllung gehen – nicht aber die Wohlfahrtsverheißungen vieler Lehrbücher.

Steigende Angebotsfunktionen implizieren grundsätzlich einen Handel aus *Beständen*. Diese Kurven bringen quasi die Eigennachfrage nach einem bestimmten Objekt zum Ausdruck. Angenommen, Hinz verfügt zu Beginn eines Tauschprozesses ausschließlich über Wein und Kunz nennt anfangs bloß Käse sein eigen. Dann geben die beiden die ersten Einheiten ihrer Besitztümer für geringe Mengen des anderen Gutes her. Je knapper jedoch das früher reichlich Vorhandene gerät, desto mehr wird zur Kompensation verlangt: Voilà, eine solche Angebotskurve verläuft aufwärts. Warenproduktion im Kapitalismus heißt freilich gerade nicht, dass größere Ausbringungszahlen höhere Preise bedingen, im Gegenteil.

Auf dem simplifizierten Modell sich kreuzender Angebots- und Nachfragekurven beruht ferner eine weit verbreitete Fehldeutung, die das dynamische Geschehen beschreiben soll. Immer wieder heißt es, ein Angebotsüberhang auf einem Markt führe über kurz oder lang zu Preiseinbrüchen. Diese Spekulation erhebt in unzulässiger Weise basartypische Feilschvorgänge zum allgemeinen Prinzip. So erntet der Mainstream-Ökonom gewiss lediglich verständnisloses Kopfschütteln, wenn er im Supermarkt die Kassiererin angesichts des manifesten Überschussangebots an Zahnpasta (und etlicher anderer Artikel) zu Preiszugeständnissen auffordert.¹² Die nämliche Reaktion erleben vermutlich Standard-Neoklassiker, die Gebrauchtwagenhändler um kräftige Preisnachlässe bitten, da der Hof ja vor fahrbaren Untersätzen nur so wimmle. Bei nicht ausgebuchten Hotels und leer stehenden Mietwohnungen entpuppt sich die Geschichte vom Preisdruck durch Überangebot desgleichen als allzu vereinfachende Beschreibung des realen Geschehens. Solche Hörsaal Erzählungen schildern bestenfalls Randerscheinungen des Wirtschaftslebens.

¹² Tatsächlich deuten die vollen Regale darauf hin, dass regelmäßig die Verkäufer ‚Produktionspreise‘ setzen, d. h. die Stückkosten um einen Zuschlag erhöhen, während die Kunden über die abgesetzten Mengen entscheiden. Leider ist die dann erforderliche Theorie über den Ursprung und die Höhe der ‚Handelsspanne‘ Mangelware im üblichen Sortiment.

III. Einkommen und Arbeitsvolumen

Bemerkenswerterweise verwendet nicht nur die tradierte Mikroökonomik die für sich gesehen autonomen Leitideen Angebot und Nachfrage zur Bearbeitung einschlägiger Aufgabenstellungen.¹³ Vielmehr operiert auch die gesamtwirtschaftliche Analyse seit einigen Jahren mit diesen Kategorien, zwischen denen konzeptionell keine Beziehung besteht. Auf Systemebene ist die Argumentation mit den isolierten gedachten Begriffen Angebot (*Aggregate Supply*) und Nachfrage (*Aggregate Demand*) aber abwegig, da die beiden Größen über das Einkommen wechselseitig miteinander verschränkt sind. Was auf einem bestimmten Markt ohne nennenswerten Erkenntnisverlust und darum in methodisch zulässiger Manier zu den Annahmen gehören mag, darf in der Gesamtschau keinesfalls dem Datenkranz zugeschlagen werden. Eine brauchbare Makroökonomie kann auf die Kreislaufbetrachtung bzw. die Saldenmechanik nicht verzichten. Daran fehlt es bedauerlicherweise in der 08/15-Lehre.

Besonders drastisch wirkt sich das Defizit an analytischem Tiefgang in der Beschäftigungstheorie aus. Die aktuelle Diskussion um den Mindestlohn hat aufs Neue bestätigt, wie oberflächlich die Mehrheit der angeblichen Profis argumentiert. Gemäß der etablierten ‚Kartoffelmarkttheorie des Arbeitsmarktes‘ behaupteten zahlreiche Fachvertreter, die Lohnuntergrenze beschwöre hunderttausendfachen Stellenverlust herauf. Zum Glück hat sich dies wieder einmal als hysterischer Fehlalarm erwiesen. Gleichwohl belegt die Schwarzmalerei, wie bescheiden die Kenntnisse selbst in Expertenkreisen sind.

Die überwiegende Mehrzahl der Ökonomen in Theorie und Praxis hat anscheinend keine Vorstellung davon, woher im Kapitalismus der Reibach kommt. Dies dürfte mit ein Grund dafür sein, dass die eingangs besprochene vollständige Konkurrenz nach wie vor einen prominenten Rang in der Lehre einnimmt: Dieses Modell befreit vom Störenfried Gewinn. Demgegenüber weist die Volkswirtschaftliche Gesamtrechnung über die Jahrzehnte hinweg ein recht erkleckliches Einkommen aus Unternehmertätigkeit und Vermögen aus; ein Phänomen, das für sich genommen schon hinreichen sollte, das kontrafaktische Dogma der Profitverdampfung in der Hitze vollständigen Wettbewerbs zurückzuweisen.

Vor diesem Hintergrund behilft man sich damit, den einzelwirtschaftlichen Blickwinkel auf die Gesamtökonomie zu übertragen: Auf Unternehmensebene steigt der Gewinn mit der Differenz zwischen Erlösen und Kosten. Aus rein betriebswirtschaftlicher Perspektive empfiehlt es sich daher stets, auf die Kostenbremse zu drücken. Allerdings weichen die individuelle und die kollektive Rationalität voneinander ab: Werden überall Ausgaben gekürzt, gibt es insgesamt weniger zu verdienen. Aufgabe der Wissenschaft wäre es, Wege aus dieser Gefangenendilemma-Situation zu weisen.

Tatsächlich umfasst der Gesamtprofit (P) den Konsum der Gewinnbezieher selbst (C_p), ihre Investitionen (I), den Außenbeitrag – Exporte (X) minus Importe (M) – und das Budgetdefizit des Staates sowie der Sozialversicherungshaushalte (D). Gemin-

¹³ Vgl. zum Aufstieg der unterdessen dominierenden Denkweise Bharadwaj (1986). Dies geschah trotz früher Warnungen aus berufenem Munde: „... the proportion of supply to demand, or demand to supply, has become almost an axiom in political economy, and has been the source of much error in that science.“ Ricardo (1817), S. 382.

dert wird diese Summe durch das Sparen der abhängig Beschäftigten (S_w): $P = C_p + I + (X - M) + D - S_w$.¹⁴

Die Sparquote der Arbeiter fällt jedoch gering aus, was schon daran erkennbar ist, dass in Deutschland die untere Hälfte der Bevölkerung netto kaum über Geldvermögen verfügt. Eine größere Lohnsumme schlägt sich deshalb im ersten Schritt in einer weit unterproportionalen Minderung des Gesamtgewinns nieder. Zweitrundeneffekte einer zunehmenden Massenkauflkraft wirken sich sogar positiv auf die Profite aus, wenn die sich in den Gewinnen spiegelnden Investitionen mit den Erlösen steigen. Zudem wächst das Einkommen der Kapitalisten im Umfang ihres eigenen Konsums; wieder ein Gesichtspunkt, der allzu oft ausgeblendet wird.

Die Zerlegung des Gewinns in seine Komponenten zeigt überdies, dass die Interessenvertreter der Arbeitgeber und ihre akademischen Gewährsleute in anderer Hinsicht ebenfalls wenig vom modernen Kapitalismus verstehen. Unablässig wettern sie pauschal gegen Budgetdefizite, statt zu erkennen, dass sie im gleichen Atemzug Verdienstschmälerungen ihrer Klientel fordern. Eine fachkundig praktizierte Schuldenpolitik des Staates überwindet hingegen Absatzflauten sowie Beschäftigungskrisen und trägt durch eine verbesserte Bereitstellung öffentlicher Güter zur Wohlfahrtsmehrung bei.¹⁵

Im Übrigen ruft auch eine höhere steuerfinanzierte Binnennachfrage der Gebietskörperschaften positive Einkommenswirkungen hervor, da dann die gestiegenen Ausgaben voll in den Kreislauf zurückfließen, während die Privaten einen Teil davon gespart hätten. Diese Einsicht sollte seit langem bekannt sein¹⁶, sie führt indes in der alltäglichen Diskussion ein Schattendasein. Vielmehr hat ab den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts im Rahmen der weltweit beispielgebenden *Reagonomics* die ‚Laffer-Kurve‘ Furore gemacht, der zufolge eine Senkung der angeblich enormen Steuerbelastung die Wirtschaftsaktivität anrege und damit sogar für Mehreinnahmen des Fiskus Sorge – unter den obwaltenden Umständen ein Ammenmärchen, wie jeder kundige Thebaner bestätigt. Unbeschadet dessen täuschen einschlägig indoktrinierte Politiker Spezialwissen vor, indem sie von einer ‚expansiven Fiskalkontraktion‘ schwadronieren.

Statt mittels einer Stärkung der effektiven Nachfrage und einer Umkehrung der Verteilung von unten nach oben den Weg zu mehr Beschäftigung und höheren Maseneinkommen zu beschreiten, hat sich vor allem in Deutschland eine seltsame Allianz ‚der Wirtschaft‘ mit der Politik gebildet, um (noch) größere Exportüberschüsse zu realisieren: Das Ausland soll den Geldvermögensabbau betreiben, der zuhause als unsolide Schuldenmacherei diskreditiert wird. Das den Regierungen seit 1967 vom Stabilitäts- und Wachstumsgesetz aufgegebenes ‚außenwirtschaftliche Gleichgewicht‘ ist augenfällig zur unverbindlichen Formel degeneriert.

Ganz im Sinne des präindustriellen Merkantilismus sieht man hierzulande in Außenhandelsüberschüssen die Wundermedizin, um das Arbeitslosenproblem zu kurieren. Die Steigerung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit wird folglich

¹⁴Eine weitere Aufschlüsselung der Gewinnleichung, die insbesondere die Abhängigkeit von den realen Lohnstückkosten enthüllt, findet sich in Helmedag (2016).

¹⁵Vgl. Helmedag (2014) und (2015).

¹⁶Vgl. Haavelmo (1945).

allenthalben zum Heilsbringer schlechthin überhöht. Das geeignete Mittel zum Zweck ist erwartungsgemäß das altbekannte: Wer in der globalisierten Welt seine Produkte an den Kunden bringen möchte, müsse Lohnzurückhaltung üben! Doch die Empfehlung überzeugt aus zwei Gründen nicht.

Wäre das reine Kostenargument richtig, dann sollten einerseits etwa Bulgarien und Rumänien mit unschlagbar billigen Löhnen blühende Exportnationen sein, während die Schweiz, Deutschland und die skandinavischen Länder kaum etwas in der Fremde absetzen könnten. Andererseits wird schlicht und einfach vergessen, wozu man überhaupt internationalen Handel treibt. Auf lange Sicht gibt es nämlich nur einen stichhaltigen Grund, Güter und Dienste ans Ausland zu liefern: Mit den Erlösen sollen die Einfuhren bezahlt werden, nichts weiter. Tatsächlich war dies in der Außenwirtschaftslehre bis zum Erstarken des Marktradikalismus die gängige Botschaft. Davon hört man heute kaum noch, ebenfalls ein Indiz für den Verlust an Wirtschaftswissen.

Dauerhaft aktive Leistungsbilanzen aller Handelspartner sind schon buchhalterisch ein Ding der Unmöglichkeit und bedeuteten im Klartext überdies, von den Völkern zu verlangen, dass sie anhaltend unter ihren Verhältnissen leben. Im Übrigen ist es wenig intelligent, permanent Überschüsse anhäufen zu wollen: Die Früchte heimischen Fleißes verlassen das Land, für die es im Gegenzug lediglich bedrucktes Papier gibt, das zudem an Wert verlieren kann. Es genügt diesbezüglich, die berühmtenberühmten Lehman-Zertifikate der letzten Finanzkrise in Erinnerung zu rufen.

„Weniger Lohn bedeutet höheren Gewinn heute, mehr Investitionen morgen und mehr Beschäftigung übermorgen“, so heißt es oft in der öffentlichen Diskussion. Tatsächlich handelt es sich bei dem Mantra um einen ökonomischen Offenbarungseid, in dem zu Tage tritt, dass die Möchtegern-Experten weder den Einfluss der Löhne noch der Investitionen auf die Gewinne kennen. Solche Scharlatane verdienen kein Vertrauen.

IV. Rund ums Geld

Im Alltagsgebrauch weist der Begriff ‚Wirtschaften‘ fast immer einen Bezug auf die Beschaffung und Verwendung von Kaufkraft auf. Was jedoch verbirgt sich hinter dem *Nervus Rerum*? Diesbezüglich begnügt man sich meist mit einer Aufzählung. Geld leiste dreierlei: Es sei Recheneinheit, Tauschmedium und Wertaufbewahrungsmittel. Im Dunkeln bleibt dabei einerseits, dass eine arbeitsteilige Produktionswirtschaft ohne Numéraire gar nicht funktionieren kann, da nur so die nominalen Budgetrestriktionen – Ausgabendeckung durch Einnahmezielsetzung – zu formulieren sind. Obendrein muss das (transaktionskostensenkende) generelle Äquivalent skaliert werden, um die Gegenleistung zu quantifizieren. Andererseits speichert der Natur der Sache nach ausschließlich das marktgängigste Objekt Werte in liquidester Form. Die etablierte Volkswirtschaftslehre blendet diese Hierarchie der Geldfunktionen aus und tut so, als stünden sie gleichrangig auf einer Ebene.¹⁷

¹⁷Vgl. Helmedag (1995).

Ein weiteres Exempel für schludrige Erläuterungen bieten zahllose Grafiken, in denen monetäre Ausdrücke wie Preise, Kosten oder Erlöse abgebildet werden. Die Achsen tragen zwar oft eine Beschriftung mit entsprechenden Symbolen, aber es findet sich keine Angabe, mit welcher Elle man diese Größen misst. Viele Darstellungen erwecken im Subtext gar den Eindruck, die Quantität irgendeines realen Gutes, möglicherweise ein Edelmetall, fungiere nach wie vor als gesellschaftlich akzeptierte Wertinkarnation. Diesbezüglich haben sich freilich die aktuellen Verhältnisse im Kontrast zu vergangenen Zeiten massiv verändert. Etliche Ökonomen haben das offenbar noch nicht so recht mitbekommen.

Zu vormodernen Zeiten zirkulieren in den einzelnen Kulturkreisen teilweise recht disparate Objekte als jeweils allgemeines Entgeltmittel. Wie verschieden die konkreten Erscheinungsformen im Einzelnen auch sein mögen, ihr gemeinsames Merkmal besteht stets darin, einen intrinsischen Stoffwert aufzuweisen, welcher mit dem Arbeitsaufwand zur Beschaffung verknüpft ist. Dies illustrieren die aus der Ferne beschwerlich besorgten Steinscheiben auf der Südseeinsel Yap, die mühsam gesammelten Kauri-Muscheln in Afrika (die realiter Schnecken sind) oder eben das der Erdrinde schweißtreibend abgerungene Gold und Silber.¹⁸ Im ‚Metallismus‘ dient etwas als Geld, das selbst Sachwert besitzt. Doch schon die Entwicklung vom Kurant zur Scheidemünze zeichnet den Weg vor, der im ‚Chartalismus‘ endet, in dem das Geld schließlich zum schieren Zeichen geworden ist, das Wert symbolisiert, weil es innerhalb der Geldgesellschaft angenommen wird.¹⁹

Die Auswirkungen dieses Prozesses auf die Eigenschaften des ökonomischen Systems können nicht überschätzt werden. Die Art und der Umfang des zeitgenössischen Wirtschaftens heben sich fundamental von der Vergangenheit ab. Die Tauschbeziehungen zwischen den Menschen vermittelt nunmehr ein Geld, das zwar ohne nennenswerte Produktionskosten aus der Taufe gehoben wird, aber gleichwohl in omnipotenter Manier Reichtum verkörpert.

Von dieser Warte aus gesehen lassen sich die eingangs gemachten Bemerkungen zur Knappheit zum Teil auf das Verhältnis der Bürger zum zeitgenössischen „Gott unter den Waren“²⁰, dem Repräsentanten von Kaufkraft, übertragen. Individuell fehlt es gewiss häufig an Mitteln, doch dieses Manko ist prinzipiell überwindbar, solange die Gesellschaft über ungenutzte Ressourcen verfügt.

Grundsätzlich existiert kein absolutes Limit für den Schöpfungsprozess des Kreditgeldes. Es handelt sich zunächst um einen reinen Buchungsvorgang: Darlehensgeber und -nehmer verlängern im ersten Schritt ihre Bilanzen, *pari passu* wachsen die Forderungen und Verbindlichkeiten bei den beiden Beteiligten. Keine Seite wird in diesem Moment reicher oder ärmer.²¹ Das ungedeckte Geld der Gegenwart ist nichts anderes als die wie auch immer dokumentierte Forderung an eine Zentral-

¹⁸Vgl. als Überblick Helmedag (1994), S. 56 ff.

¹⁹Vgl. Goodhart (1998).

²⁰Marx (1859), S. 132.

²¹Allerdings entsteht für den Schuldner die Verpflichtung, aus seinem Vermögen oder Einkommen später neben der Tilgung des ausgeliehenen Betrags zusätzlich Zinsen zu zahlen.

oder Geschäftsbank, welcher eine betragsgleiche Verbindlichkeit der Emittenten gegenübersteht.²²

Die Giralgelderzeugung lässt im Augenblick ihres Entstehens die Sachvermögensposition der Beteiligten unberührt. Das war früher anders: Beim Goldstandard musste das Metall vorhanden sein, ehe es verliehen werden konnte. Dies setzt dem Darlehensvolumen eine natürliche Grenze, die heute weggefallen ist. Der Glaube, wonach Kreditinstitute nichts weiter als Finanzintermediäre sind, die von den einen Depositen einwerben, um sie mit Aufschlag an andere auszureichen, prägt nach wie vor das Denken vieler, darunter etliche vermeintliche Fachleute. Im Dunkeln bleibt, dass das Geschäftsbankensystem bei einer Mindestreserveverpflichtung unter 100 % (Buch-)Geld schaffen kann.²³ Das Geldvolumen ist unter den gegebenen Verhältnissen weitgehend endogen und wird der Wirtschaft eben nicht von außen injiziert.²⁴

Im Goldstandard ist das Geldvermögen positiv, weil das Edelmetall eben zugleich Sachvermögen darstellt. Im Kreditgeldsystem eines geschlossenen Wirtschaftsraums gibt es hingegen *summa summarum* keine monetären Aktiva, da sich Forderungen und Verbindlichkeiten aufheben. Damit verkehrt sich auch das Verhältnis zwischen Sparen und Investieren gegenüber früher ins Gegenteil. Das Verständnis hierfür wird leider durch eine Begriffsverwirrung erschwert, zu der professionelle Ökonomen beigetragen haben.

Eigentlich bezieht sich ‚Sparen‘ auf eine Erhöhung des *Reinvermögens*, da Einkommensteile in der betrachteten Periode nicht verbraucht worden sind. Das Reinvermögen besteht wiederum aus zwei Komponenten: Geld- und Sachvermögen. Laut Konvention investieren die Haushalte jedoch nicht, deshalb reduziert sich deren Vermögensbildung auf die Akkumulation monetärer Aktiva. Lediglich die Unternehmen und der Staat bilden Sachvermögen, indem sie investieren. Da andererseits das Geldvermögen *per saldo* null beträgt, stimmt in der geschlossenen Wirtschaft insgesamt gesehen die Reinvermögensbildung mit der Sachvermögensbildung überein. Dies ist die korrekte Bedeutung der Aussage ‚Sparen gleich Investieren‘. Diese Feststellung gilt in der Giralgeldwirtschaft mit buchhalterischer Notwendigkeit immer.

Die Identität informiert indes nicht über den Motor der Abläufe. Ähnlich wie die Kreditaufnahme berührt der Geldvermögensabbau zur Finanzierung einer Investition zunächst die Vermögensposition des Akteurs gar nicht: Es handelt sich um die Beschaffung eines dinglichen Aktivpostens, der mit einer Verringerung an Kasse einhergeht. Der Geldvermögensabbau hier führt allerdings zwangsläufig zu einer Zunahme monetärer Aktiva dort. Damit hängt die Dynamik des Wirtschaftsgeschehens von den autonomen Ausgaben ab. Die Doppelgesichtigkeit der Investitionen, nämlich *ipso facto* Geldvermögensabbau und Sachvermögensaufbau zu sein, macht diese diskretionäre Nachfrage zur entscheidenden Determinante des Niveaus der

²² Dementsprechend verzeichnet die Notenbank als einziger Akteur das umlaufende Bargeld auf der Passivseite. Ein Abriss der Geldgeschichte und eine einfache Darstellung der Giralgeldschöpfung bietet Helmedag (2013).

²³ So findet sich im über 800 Seiten starken Lehrbuch von Hartmann-Wendels et al. (2015) auf S. 384 lediglich ein kurzer Hinweis auf die Giralgeldschöpfung, dem jedoch nicht zu entnehmen ist, dass Kreditinstitute Kaufkraft produzieren.

²⁴ Die exogene Vorgabe der Geldmenge ist nach Keen (2011b) die zentrale Schwäche der herrschenden Makroökonomie.

ökonomischen Aktivität. Die Kausalität wird verdreht, wenn man im Sparen die Voraussetzung zum Investieren sieht, wie es gängige Praxis in der Orthodoxie ist.²⁵

Die systemtreibende Verschuldung – sei es bei sich selbst oder anderen – zieht aber ein gravierendes Problem nach sich: Der initiierte Zuwachs an Geldvermögen wird nicht unbedingt zur (Re-)Finanzierung des größeren Sachvermögens gebraucht, da die Geschäftsbanken insgesamt zur Giralgeldschöpfung keine Depositen der Privaten benötigen. Der Zentralbank in ihrer Funktion als *lender of last resort* obliegt es, die Mittel für den Bargeldabzug des Publikums und die Mindestreserveverpflichtungen der Kreditinstitute bereitzustellen.

Allein, was tun mit dem vielen Geld, das notwendigerweise mit hohen Schulden korrespondiert? Ja, es dient zur Fütterung der Finanzmärkte bis die Blase platzt, in denen sich wiederkehrend papierne Werte in Luft auflösen.²⁶ Zu den Auswüchsen des Kasinokapitalismus hat die etablierte Volkswirtschaftslehre gleichwohl wegen der immer noch überwiegend akzeptierten Effizienzmarkthypothese kaum Substantielles zu sagen. Dieser Befund fügt sich zu den Urteilen auf den vorangegangenen Seiten.

Die Zukunft muss weisen, ob sich die Zunft eines schönen Tages wieder mehr auf ihre aufklärerisch-kritische Funktion besinnt, die das Metier in der Formationsperiode durchaus erfüllt hat. Der damals wehende revolutionäre Wind beflügelte die Herausbildung einer Disziplin, die als *Politische* Ökonomie die Perspektiven der aufkeimenden neuen Wirtschaftsweise erkundete, sei es im Guten oder im Schlechten.²⁷ Auch im inzwischen gereiften Kapitalismus besteht wahrlich noch hinreichend Bedarf nach kompetenten Antworten auf drängende Fragen. Viele Reformvorschläge der ‚normalen‘ Wissenschaft basieren jedoch auf mangelhaften oder interessengeleiteten Analysen; dementsprechend sollte man den verschriebenen Schrumpfkuren zur Behandlung virulenter Beschwerden mit einer gehörigen Portion Skepsis entgegenreten.

Literatur

- Barzilai, J. (2014). Demand theory is founded on errors. *Real-World Economic Review*, 68, 62–65.
- Bharadwaj, K. (1986). *Classical Political Economy and Rise to Dominance of Supply and Demand Theories* (2. Aufl.). London: Universities Press.
- Felipe, J. & McCombie, J. (2013). *The Aggregate Production Function and the Measurement of Technical Change: ‚Not Even Wrong‘*. Cheltenham: Routledge.
- Goodhart, Ch. (1998). The two concepts of money: implications for the analysis of optimal currency areas. *European Journal of Political Economy*, 14, 407–432.
- Haavelmo, T. (1945). Multiplier Effects of a Balanced Budget. *Econometrica*, 13, 311–318.
- Hartmann-Wendels, T., Pfingsten, A. & Weber, M. (2015). *Bankbetriebslehre* (6. Aufl.). Berlin: Springer.

²⁵ Vgl. Helmedag (2012b).

²⁶ Im Übrigen schürt eine genauere Betrachtung Zweifel am festverwurzelten Glauben, eine auf Preisstabilität fixierte Notenbank könne durch Geldmengenverknappung (früher) bzw. Zinserhöhung (jetzt) die Inflation bekämpfen. Vgl. Helmedag (2009a) und (2009b).

²⁷ Bezeichnenderweise teilten die klassischen Großtheoretiker Smith, Ricardo und Marx im Ergebnis die Auffassung, dass die Profitrate im Lauf der Entwicklung falle, die Akkumulation stoße daher früher oder später auf Expansionssschranken.

- Helmedag, F. (1994). *Warenproduktion mittels Arbeit, Zur Rehabilitation des Wertgesetzes* (2. Aufl.). Marburg: Metropolis.
- Helmedag, F. (1995). Geldfunktionen. *das wirtschaftsstudium (wisu)*, 24, 711–717.
- Helmedag, F. (1999). Ohne Werte und kreislaufschwach: Zum Status der Allgemeinen Gleichgewichtstheorie. In: F. Helmedag & N. Reuter (Hrsg.), *Der Wohlstand der Personen, Festschrift zum 60. Geburtstag von Karl Georg Zinn* (S. 43–68). Marburg: Metropolis.
- Helmedag, F. (2009a). Getrennt marschieren, vereint schlagen: Nationale Geldpolitik im Euro-Raum. In: R. Ohr (Hrsg.), *Internationalisierung der Wirtschaftspolitik* (S. 39–51). Berlin: Duncker & Humblot.
- Helmedag, F. (2009b). Europäische Geldpolitik in der Krise. In: G. Chaloupek & J. Kromphardt (Hrsg.), *Finanzkrise und Divergenzen in der Wirtschaftsentwicklung als Herausforderung für die Europäische Währungsunion* (S. 108–121). Marburg: Metropolis.
- Helmedag, F. (2012a). Individuelle und kollektive Gewinnmaximierung auf vollkommenen Märkten. In: P. Oberender (Hrsg.), *Private und öffentliche Kartellrechtsdurchsetzung* (S. 9–38). Berlin: Duncker & Humblot.
- Helmedag, F. (2012b). Wohlstandsmehrung durch Konsumverzicht: Leere Versprechungen und falsche Ratschläge. In: A. Wagner & U. Heilemann (Hrsg.), *Empirische Makroökonomik und mehr, Festschrift zum 80. Geburtstag von Karl Heinrich Oppenländer* (S. 55–70). Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Helmedag, F. (2013). Monetäre (Un-)Ordnung als Ursache von Finanzmarktkrisen. In: U. Busch & G. Krause (Hrsg.), *Theorieentwicklung im Kontext der Krise* (S. 179–193). Berlin: Trafo-Wiss.
- Helmedag, F. (2014). Mit der Schuldenbremse zum Systemcrash. In: D. Gesmann-Nuissl, R. Hartz & M. Dittrich. (Hrsg.), *Perspektiven der Wirtschaftswissenschaften* (S. 123–137). Wiesbaden: Springer.
- Helmedag, F. (2015). Schulden dulden, Kredit genießen: Zur Beständigkeit und Bedeutung von Budgetdefiziten. *Wirtschaftsdienst*, 95, 347–349.
- Helmedag, F. (2016). Nur mehr Stundenlohn oder auch weniger Arbeitsstunden? Gewerkschaftsforderungen im Widerstreit. In: H. Hagemann & J. Kromphardt (Hrsg.), *Keynes, Schumpeter und die Zukunft der entwickelten kapitalistischen Volkswirtschaften* (S. 273–287). Marburg: Metropolis.
- Keen, S. (2011a). *Debunking Economics – Revised and Expanded Edition: The Naked Emperor Dethroned?* London: Zed Books.
- Keen, S. (2011b). Debunking Macroeconomics. *Economic Analysis & Policy*, 41, 147–167.
- Kirman, A. (1989). The intrinsic limits of modern economic theory: The Emperor has no clothes. *The Economic Journal*, 99, 126–139.
- Lee, F. (1998). *Post Keynesian Price Theory*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Marx, K. (1859). *Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie* (2. Aufl.). Berlin: Dietz 1974.
- Michaelis, J. (2013). Und dann werfen wir den Computer an – Anmerkungen zur Methodik der DSGE-Modelle. In: A. Eschbach, et al. (Hrsg.), *Nach der Wirtschafts- und Finanzkrise: Ansätze für eine erfolgreiche Geld-, Finanz- und Immobilienpolitik, Festschrift für Hans-Hermann Franke zum 70. Geburtstag* (S. 67–82). Berlin: Duncker & Humblot.
- Ricardo, D. (1817). On the Principles of Political Economy and Taxation. In: P. Sraffa (Hrsg.), *The Works and Correspondence of David Ricardo* (Bd. I). Cambridge (1990): John Murray.
- Smith, A. (1776). *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations* (Vol. I). Indianapolis (1981): Rose Printing Company.
- Sombart, W. (1916). *Der moderne Kapitalismus* (Bd. 1, 2. Aufl.). München: Duncker & Humblot.
- Weeks, J. F. (2014). *Economics of the 1%, How Mainstream Economics Serves the Rich, Obscures Reality and Distorts Policy*. London: Anthem Press.